



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

gehen. Werde auch kaum die Zeit dazu finden, denn suchen will ich, ohne mich zu schonen. Die Augen will ich offen halten, und sollte ich auch eine ganze Woche nicht schlafen. Um dreiundvierzigtausend darf man sich schon eine Zeit quälen und placken. Olenka tut mir leid. Sie wird sich grämen und härmen wegen meiner Abwesenheit. Tut nichts. Komme ich dann endlich und womöglich mit dem Gelde, ist die Freude um so größer.“

„Und wenn das Geld nicht gefunden wird?“ fragte er sich, als er die Tür der Polizeiverwaltung öffnete, und hielt den Fuß zurück, den er eben über die Schwelle setzen wollte. „Wetter noch eins! man muß sich auch mit dem Gedanken vertraut machen. Was tue ich dann? Ich bin ziemlich überzeugt, daß ich es finde, aber — gesetzt den Fall, es bliebe verloren, was dann? Mir wird ordentlich schlimm bei dieser Frage. Olenka ist mir ans Herz gewachsen. Ich weiß nicht, wie ich ohne Olenka — Wladimir Swanowitsch, sei ein Mann. Sieh der Sache gerade ins Auge. Olenka heiraten, ohne das Geld zu bekommen, ist ein Unding. Der vernünftige Mensch muß an die Zukunft denken. Von Liebe allein kann man nicht leben. hm, die Marja! Sie ließe sich allmählich schon wieder mürbe machen, und der alte Flegel, der Botscharow, hat ja selbst schon versucht, einzulenken und sich gewissermaßen entschuldigt. Ein drolliges Volk, diese alten reichen Knaster, grob und nachträglich gutmütig! Nun ja, sie sind schon schwach im Kopfe, werden unmerklich wieder zu Kindern.“

(Fortsetzung folgt.)



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel

Berlin, 4. Dezember 1910.

Labiau-Wehlau — Haltung der Regierung — Vernachlässigung der Armee — Kaiser und Nation — Konservative Sekereien.

Am Freitag, den 2., hat die alte Hochburg der Konservativen Ostpreußen zum zweitenmal in diesem Jahre Stellung zur allgemeinen politischen Lage genommen. Im Wahlkreise Labiau-Wehlau sind rund 4300 Stimmen weniger für den konservativen Kandidaten abgegeben worden, als in der Wahl von 1907. Diese Stimmen sind dem freisinnigen Kandidaten zugeflossen, ebenso wie rund 1300, die früher den Sozialdemokraten zugefallen waren. Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ will aus dem Wahlausfall keine allgemeinen Folgerungen ziehen. Aus der Tatsache, daß die Sozialdemokratie seit der Wahl vom Jahre 1903 rund 1300 Stimmen eingebüßt hat, will das halbamtliche Organ auch die Berechtigung zu optimistischen Anschauungen nicht herleiten. Wir möchten da doch einen anderen Standpunkt unterstreichen. Wir führen die Abnahme der sozialdemokratischen Stimmen gerade auf den Umstand zurück, daß die bürgerlichen Kreise endlich den Mut gefunden haben, gegen die einseitige Herrschaft des Bundes der Landwirte zu protestieren, daß also eine große Reihe früherer sozialdemokratischer Wähler durchaus nicht als Republikaner anzusprechen ist, sondern

lediglich als Unzufriedene. In dieser Beziehung darf der vorläufige Ausgang der Wahl in Labiau-Wehlau mit dem der letzten sächsischen Wahlen verglichen werden. Der Ausgang der Stichwahl, die am 9. oder 12. d. Mts. stattfinden soll, gilt als sicherer Sieg für die Freisinnigen, da die Sozialdemokraten beschlossen haben, ihre Stimme Mann für Mann dem Kandidaten der freisinnigen Volkspartei, Bürgermeister Wagner, zu geben.

Die Haltung des Regierungsorgans gegenüber diesem Wahlausfall darf nicht wundernehmen, nachdem die Regierung sich offen auf die Seite des Herrn von Heydebrand geschlagen hat. Die Konsequenzen dieses Schrittes dürften freilich in einer anderen Richtung liegen, als wo sie die Regierung zu suchen scheint. Herr von Bethmann Hollweg scheint zu glauben, daß nunmehr die Freikonservativen und Nationalliberalen ohne weiteres rechts einschwenken werden, um dieselbe Politik zu bekämpfen, für die sie eben erst tapfer eingetreten sind. Beim Gros der nationalliberalen Partei und bei den Freikonservativen steht man aber auf einem anderen Standpunkte. Weder die einen noch die anderen stehen so sehr im Banne der Furcht vor der Sozialdemokratie, als daß sie darüber die große nationale Gefahr übersehen könnten, die mit der Macht des sich konservativ nennenden Bundes der Landwirte verbunden ist. Die Gefahr wird um so größer, je mehr sie hemäntelt wird mit einer angeblihen Sorge um das Vaterland, um die Monarchie und um den Glauben. Wie wenig z. B. in der Praxis für die Konservativen der „Kreuzzeitung“ der Glauben bedeutet, zeigt die von uns schon gewürdigte Anerkennung der Juden als „konservatives“ Element, mit dem sich zusammen wohl arbeiten ließe. Wir haben den antisemitischen Standpunkt der „Kreuzzeitung“ nie geteilt, sind daher in der Lage, objektiv zu urteilen. Die „Kreuzzeitung“ meint nämlich nicht etwa die „frommen“ Juden, sondern lediglich die „reichen“, tritt also an die Judenfrage von durchaus materialistischen Gesichtspunkten aus heran, die sie vorgibt zu bekämpfen. Vom Standpunkt der „evangelisch-christlichen“ deutsch-konservativen Partei dürfte eine solche „lare“ Auffassung ihrer „Pflichten dem Altar gegenüber“ doch einige Bedenken hervorrufen.

Wie egoistisch die gesamte Haltung derer um Heydebrand ist und auf welchen Schwächezustand die Regierung gekommen, zeigt der neue Entwurf zum Quinquennatsgesetz. Der dem Reichstage zugegangene Gesetzesentwurf über die neue Friedenspräsenzstärke des Heeres entspricht in seinen Grundzügen zwar den Gesichtspunkten, die wir in Nr. 39 unserer Zeitschrift entwickelt haben, bleibt aber in seinen einzelnen Forderungen weit hinter den dort entwickelten Wünschen zurück. Allein schon vom militärischen Standpunkt aus muß es lebhaft bedauert werden, daß die politischen Rücksichten eine so weitgehende Einschränkung der organischen Weiterentwicklung und des Ausbaus unserer Wehrmacht verlangt haben. Man kann wohl berechtigte Zweifel hegen, ob die Regierung darin nicht zu weit gegangen ist. Wir entfernen uns immer mehr von der Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht und lassen immer mehr wehrfähige Männer unausgebildet. Die gesamte Erhöhung der Friedenspräsenzstärke, die erst am Ende des Jahres 1915 erreicht wird, beträgt 10875 Mann. Ein sehr bedenkliches Moment in der neuen Vorlage liegt darin, daß der Mannschaftsbedarf für die angeforderten Neuformationen in der Hauptsache durch Abstriche an bestehenden Formationen gedeckt werden soll. Dies betrifft hauptsächlich die Maschinengewehre und die Fußartillerie. Die Militärverwaltung hat damit einen gefährlichen Weg beschritten und den Gegnern der Militärforderungen eine bequeme Waffe in die Hand gegeben. Bisher wurden die einmal festgesetzten Etatsstärken stets als das Mindestmaß dessen bezeichnet, was für einen geregelten Dienstbetrieb, sachgemäße Ausbildung

und die sichere Durchführung der Mobilmachung erforderlich erschien. Werden heute zwei oder drei Mann bei einer Truppeneinheit abgesetzt, so können die Stärken bei nächster Gelegenheit um weitere Leute gekürzt werden. Wohin dies schließlich führt, sehen wir in Frankreich und Österreich. Dort sind die Infanterie-Kompagnien schließlich so zusammengeschrumpft, daß sie kaum noch als vollwertige Truppen bezeichnet werden können. Zu bedauern ist ferner, daß Bayern auch diesmal in allen seinen Einrichtungen nachhinkt und in dem Ausbau seiner Organisation hinter den anderen deutschen Staaten zurückbleibt. Keine der großen und wichtigen Fragen, die die militärischen Kreise bewegen, hat durch die neue Heeresvorlage ihre Erledigung gefunden. Hierzu rechnen wir in erster Linie die Trennung der Pioniere in Feld- und Festungspioniere, die Aufstellung von Kavallerie-Divisionen im Frieden u. a. m.

Und warum muß die Regierung nun auch das Flichtwerk in die Organisation unseres Heeres hineinbringen? Weil die Mehrheitsparteien nicht gewillt sind, den durch sie vertretenen Kreisen die Lasten aufzulegen, die ihnen zu tragen zukommt. Wie sich die Konservativen im vergangenen Jahre nicht scheuten, der Staatsautorität einen empfindlichen Stoß zu versetzen, so scheuen sie sich auch jetzt nicht, die künftige Sicherheit des Landes in Frage zu stellen.

Und wieder, wie im Frühjahr 1909, richten sich die Augen der Nation auf den Kaiser, diesmal als obersten Kriegsherrn. Es erscheint doch undenkbar, daß derselbe Kaiser, der Deutschlands Flotte geschaffen, blind den Forderungen der Armee gegenüberstehen könnte. Alle sachlichen militärischen und volkswirtschaftlichen Gründe sprechen für eine weitere Ausgestaltung der Armee und zwingen zu tiefgreifenden Reformen. Das Land ist reich, weite Schichten der Bevölkerung leben im Überfluß. Und dennoch sollen die notwendigsten Mittel für die Armee nicht zu beschaffen sein? Wie einseitig muß der oberste Kriegsherr über die Stimmung im Lande unterrichtet werden, wenn er glauben könnte, sein Appell an die Nation würde erfolglos verhallen!

Vor vierzehn Tagen wiesen wir an dieser Stelle darauf hin, wie eigenartig „Mißtrauen und Mißverstehen“ sich zu den Merkmalen der Zeit erhoben hätten. Mißtrauen und Mißverstehen scheinen sich auch zwischen Kaiser und Nation geschlichen zu haben, nein! — werden systematisch zwischen Kaiser und Nation genährt. Gehen wir aber den Wegen nach, die uns den Kaiser entfremden, dann kommen wir wieder auf dieselben Kreise, die an der ganzen traurigen Lage im Lande schuld sind. Wenn es Herrn von Heydebrand und seinen Leuten ernst wäre mit einer Versöhnung der Parteien, wie er sie kürzlich in Stettin und Herford vertreten habe, dann sollte seine Partei in erster Linie aufhören, den Kaiser gegen sein Volk aufzubringen. Dann sollte man aufhören, das Märchen zu verbreiten, in der Nation sei der monarchische Gedanke im Schwinden begriffen, dann sollte man aufhören, zu behaupten, „Vorwärts“ und „Simplizissimus“ hätten die Nation gegen den Kaiser verhetzt. Wir haben wahrhaftig keinen Gefallen an den beiden Preßerzeugnissen, — dennoch hieße es niedrig von den eigenen Volksgenossen denken, wollte man behaupten, das Wirken jener Organe allein könnte revolutionisierende Veränderungen hervorbringen. Zu Beginn seiner Regierungszeit wurde der Kaiser, wenn er mit seinem Schimmelgespann durch die Straßen der Reichshauptstadt dahinjagte, so gut wie gar nicht beachtet. Begrüßt wurde er nur von wenigen, den oberen Ständen angehörenden Personen. Zwanzig Jahre später blieb dagegen in den Straßen Berlins — trotz „Vorwärts“ und „Simplizissimus“ — eigentlich jedermann wartend stehen, wenn das Verhalten der Schutzleute das Herannahen des kaiserlichen Automobils andeutete. Arbeiter und Droschkenfutscher lüfteten

ebenso freudig die Mützen, wie Studenten, Kaufleute und Beamte. Nach der Auflösung des Reichstags von 1907 hatte der Enthusiasmus für den Kaiser den Höhepunkt erreicht. Gewiß, dieser Enthusiasmus ist gewichen. Man beobachtet jetzt das Publikum Unter den Linden: meist sind es Ausländer, die Spalier bildend stehen bleiben. Der Deutsche hastet weiter; hat er keine Zeit mehr, sich durch eigenen Augenschein vom Befinden seines Monarchen zu überzeugen? Wie konnte der Wandel so schnell eintreten? „Die Kaiserreden!“ wird uns zugerufen. Nein! Auch früher sind Reden gehalten worden, die wenig Beifall fanden, und doch näherten sich Kaiser und Volk einander zusehends. Die Bekundungen seiner Weltanschauung haben keine Kluft zwischen dem Monarchen und der Nation aufgetan. Selbst der Bruch mit Bismarck, der seinerzeit gerade in monarchisch gesinnten Kreisen starken Anmut hervorrief, wurde vergessen.

Der Anfang der neuerlichen Kühle hängt mit den bei der Verabschiedung des Fürsten Bülow zutage getretenen Verhältnissen zusammen. Es steht heute fest, daß der vierte Kanzler nicht schwächlich zurückgewichen ist, wie im Sommer 1909 von seinen Gegnern verbreitet wurde, sondern daß er von der höfischen Interessenvertretung des Bundes der Landwirte bewußt gestürzt worden ist, daß also der Kaiser den Ratschlägen unverantwortlicher Ratgeber größere Bedeutung beimäß, als denen seines erprobten verantwortlichen Ministers. Im Anfange gelang es, die darüber in den national empfindenden Schichten entstehende Erregung durch die Ernennung des Herrn von Bethmann Hollweg zum Reichskanzler zu beschwichtigen. Dieser Minister — so glaubte man — würde, wenn auch mit anderen Mitteln, die Politik seines Vorgängers fortführen; ihm würden die Konservativen Gefolgschaft leisten und sich nach Beseitigung des ihnen unbequemen Fürsten Bülow wieder ihrer selbst besinnen. Bis zu einem gewissen Zeitpunkt konnte man auch glauben, der neue Reichskanzler werde die Oberhand gewinnen. Seine Gespräche mit den nationalliberalen Abgeordneten Bassermann und Fuhrmann im Sommer deuteten noch auf eine gewisse Freiheit in seinen Entschlüssen hin. Als aber im Herbst die „Kreuzzeitung“ dem Kanzler eine derbe Zurechtweisung zuteil werden ließ, trat es zutage, daß nicht er die Parteien führte, sondern daß er von den Konservativen geführt wurde. Nach dem Kasseler Parteitage rückte die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ hörbar von der nationalliberalen Partei ab, der Hanfabund erhielt seinen bekannten Küffel, und bei Beginn der diesjährigen Reichstagsverhandlungen hörten wir die im letzten Reichs Spiegel wiedergegebenen Richtlinien der künftigen Regierungspolitik. Diese Entwicklung wäre nicht so schlimm, wenn sie eine nationale Notwendigkeit gewesen, wenn sie dem Heile des Staates und der Monarchie diene. Sie ist aber um so schlimmer, weil sie augenscheinlich die Interessen des Staates und der Monarchie vergewaltigt.

Und damit kommen wir wieder zum Ausgangspunkt unserer Erörterung. Die von der „Kreuzzeitung“ behauptete Gleichgültigkeit gegen die Monarchie wird nicht durch schlechte Witzblätter verbreitet. Sie hat vornehmlich ihre Ursache in dem weiter und weiter um sich greifenden Glauben, die Nation könne durch den Kaiser nicht mehr verstanden werden. Sie liegt in der weiter und weiter greifenden Furcht, der Kaiser stehe ausschließlich unter dem Einfluß jener Strömung, die die Nation unter das Schlagwort Reaktion zusammenfaßt. Gegenüber solchen unterirdisch sich fortpflanzenden und fortressenden Gefühlen helfen keine begütigenden oder herausfordernden Worte, helfen auch keine Ausnahmegesetze. Auch Konzessionen an die breite Masse würden nicht bessernd wirken. Im Gegenteil, jede Konzession würde als Schwäche und Unterwerfung ausgelegt werden und nur neue Forderungen zeugen. Was uns heute fehlt, das ist die Bezeugung des Willens zu einer Tat

durch den Monarchen, das ist der nachdrückliche Hinweis auf die großen Aufgaben, die beiden, Kaiser und Volk, bevorstehen. Wann aber gibt es in Deutschland eine günstigere Gelegenheit, monarchischen Willen zu bekunden, als gelegentlich einer Seeresvorlage! Die Regierung hat in dieser Beziehung ihre Pflicht nicht getan und muß nun die notwendige Folge ihrer Zaghaftigkeit am eigenen Leibe erfahren. Die herrschenden Parteien haben die Wertzuwachssteuervorlage derart beschnitten, daß sie selbst den gehegten bescheidenen Erwartungen kaum gerecht werden dürfte. Dennoch fährt die Regierung fort, sich auf diese Parteien zu stützen.

In solchen Zeiten ist es ein Glück für die Monarchie, wenn die Nation durch ihr Bürgertum sich noch aufzuraffen vermag, um das Staatsschiff wieder in den ruhigen Kurs zu führen.

**Friedrich Christoph Dahlmann.** Zu seinem 50. Todestage am 5. Dezember. Mit dem Protest, den Dahlmann, unterstützt von Jakob und Wilhelm Grimm, Gervinus, Albrecht, Ewald und Weber, im Jahre 1837 gegen einen Akt fürstlicher Willkür, die Aufhebung des Staatsgrundgesetzes von Hannover durch König Ernst August, erhob, begann in Deutschland das Zeitalter der Professorenpolitik. Wir haben keinen Grund, heute auf sie als auf etwas längst Überwundenes herabzusehen. Denn bei all ihren Fehlern war sie berechtigt, ja heilsam als das vorwärtstreibende Element im deutschen Staatsleben, solange dessen berufene Pfleger am Bundestage, am Berliner und am Wiener Hofe in der Unterdrückung der nationalen wie der liberalen Bestrebungen ihre Aufgabe sahen. Das war der Fall, als Dahlmanns politische Wirksamkeit begann, und hatte sich wenig geändert, als er die Augen schloß. Über einen Staatsmann, dessen Politik so geringe Erfolge aufzuweisen hätte, wäre das Urteil gesprochen, ein Gelehrter, der in die Politik eingreift, will mit anderem Maß gemessen sein. Er kann Zustände, die er bekämpft, nicht ändern, weil keine organisierte Macht des Staates oder der Gesellschaft hinter ihm steht. Nicht die Tat ist seines Amtes, sondern das Bekenntnis, das Aussprechen einer Überzeugung, die Verbreitung einer Lehre. Hiermit hat Dahlmann Großes gewirkt. Der Generation der Reichsgründung, die bei ihm hörte, prägte er ein, daß die menschliche Persönlichkeit sich erst in der tätigen Teilnahme an einem freien Staatsleben vollende, dessen für Deutschland gegebene Form die konstitutionelle Monarchie sei. In der Paulskirche vertrat er in immer neuen Wendungen den Gedanken, daß Deutschland neben der Freiheit und noch mehr als sie die Macht not tue, die Macht, die nur die Einheit gebe unter einem Erbkaiser aus dem Hause Hohenzollern.

Wer denkt hier nicht an Heinrich von Treitschke, dem Dahlmann im Kampf für diese Ideen, in der Verbindung von Historie und Politik und ganz besonders mit seinen Vorlesungen über letztere ruhmvoll vorangeschritten ist? Vor seinem Bilde beschlich Treitschke nach seinen eigenen Worten „etwas von der Empfindung, mit der dem Vater der erwachsene Sohn gegenübertritt“. So gehören sie zusammen, beide politische Wortführer einer älteren und einer jüngeren Generation, aus deren Ringen um Freiheit und Einheit das Deutsche Reich hervorgegangen ist.

Von Dahlmanns Freunde Jakob Grimm hat Ludwig Speidel dankbar bekannt: „Wer einen solchen Mann lieben und verehren gelernt, hat sich für sein ganzes Leben einen Schatz erworben.“ Sollte das nicht auch von Dahlmann gelten? Es würde anerkannt, wenn er jedem zugänglich wäre. Dazu könnte nichts besser helfen als eine Auswahl aus seinen „Kleinen Schriften und Reden“, wie wir eine solche längst besitzen aus den kleinen Schriften Jakob Grimms. Aufzunehmen wäre die Waterloorede, die Rede eines Fürchtenden samt der Gegenrede, die Aussätze

über Goethe, über Niebuhr, über die Zukunft unserer Universitäten und aus dem, was er in der Paulskirche gesprochen, die Rede über die Oberhauptsfrage. Fügt man noch das von ihm verfaßte Vorwort zum Entwurf des deutschen Reichsgrundgesetzes hinzu, so hat man das Beste zusammen, was von ihm gesagt und geschrieben worden ist. Aus jedem Stück der hier vorgeschlagenen Sammlung spricht die gesammelte Kraft seines Geistes. In seiner Sprache spiegelt sich der ganze Mensch. Es ist alles echt an ihr, nichts bloßer Schmuck oder geistreiches Spiel. Sie hat einen männlich starken Grundton gebändigter Leidenschaft. Hinter jedem Wort steht seine Überzeugung und er spricht sie aus in Stunden der Gefahr. So als „Fürchtender“ in folgenden herrlichen Worten über Preußen als den deutschen Staat der Zukunft. „Wir haben einen Staat in Deutschland, der den wunderbaren Speer besitzt, welcher heilt zugleich und verwundet; das Vaterland hat ihn manchmal mit Zorn, öfter mit Bewunderung betrachtet. Er besitzt die Kraft, auch dieses Mal zu heilen nach beiden Seiten hin . . . Osterreich hat viel deutsches Blut in sich, aber es wird beherrscht von den Bestimmungen seines wunderbar zusammengesetzten Staates, es muß seinen eigenen Sternen folgen, es kann fortan nicht schöpferisch für Deutschland wirken. Preußen kann das, es folgt nur seiner Bestimmung, wenn es auch will. An dem Tage, da der König von Preußen in seinem Staate die Reichsstandschaft begründet, wird der gesetzliche Deutsche wieder aufatmen; er hat die Versicherung, daß bei der Freiheitsentwicklung Gesetz wohnen werde, daß unseren Dynastien ihre Ehre verbleibe, daß aber auch fortan die Bundesversammlung in ihre Beratungen die leitenden Ideen aufnehmen und allmählich dem Grundgesetze einverleiben werde, welche das gute heimische Recht sicher stellen vor jeder verderblichen Einwirkung, sei's von Osten oder von Westen.“

Einer der menschlich schönsten Züge Dahlmanns, der zugleich seiner politischen Einsicht Ehre macht, ist sein unerschütterlicher Glaube an die Zukunft der konstitutionellen Monarchie in Deutschland. Seinem Freunde Gervinus, der von der Ausbreitung der Demokratie das Heil erwartete, hielt er treffend entgegen, er vermöge nicht abzusehen, wie uns auf anderem als monarchischem Wege die nötige Macht im Weltteil zuwachsen solle. Die Taten Bismarcks haben ihm recht gegeben. Wie eine Vorbereitung auf sie erscheinen uns heute die Worte, mit denen er im Winter 1860 sein letztes Kolleg eröffnete, das die Geschichte Friedrichs des Großen behandeln sollte. „Wir bedürfen fürwahr einer Erinnerung an die Tatkraft des großen Friedrich, bedürfen einer entschiedenen Ablenkung von der Ohnmacht der Phrasen.“

Dr. Julius Heyderhoff = Düsseldorf

**Pädagogische Himmelsstürmer.** Beitrag zur Psychologie der modernen Pädagogik. Von Rektor P. Goche-Wriezen.

Die Reformsucht ist ein recht charakteristisches Zeichen unserer Tage. Sie zeigt sich dem aufmerksamen Beobachter fast auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens, am meisten aber wohl auf dem weiten Felde der Politik und der Erziehung. Wer das große Gebiet der Pädagogik daraufhin durchstreift, wird diese Behauptung bald bestätigt finden. Immer neue Fragen werden aufgerollt, und mit einem Eifer, der nicht selten zur Leidenschaft wird, wird darüber disputiert. Erziehungsprobleme, an die man früher wohl kaum dachte oder die nur leise angedeutet wurden, rücken nun in den Mittelpunkt eines tiefen und weiten Interesses und werden hier und da auch praktisch zu erproben gesucht. Alte Ideale, ja auch bewährte Fundamente werden als unbrauchbar und überlebt über den Haufen geworfen und neue Ziele dafür aufgestellt. Es wird viel neuer Most in neue Schläuche gefüllt.

Es kann natürlich keinem vernünftigen Menschen einfallen, dieses Streben nach neuen Wahrheiten grundsätzlich zu verdammen. Im Gegenteil, man wird sich aus mehr als einem Grunde auch über diese Signatur unserer Zeit nur freuen können. Problemlose Zeiten sind tote Zeiten, sie führen leicht zur Gefahr der Stagnation. Aber der muntere Kampf um neue Ideale erhält die Gemüter in lebhafter Bewegung, nicht nur das Pro, sondern auch das Kontra wird eingehend erwogen, und zuletzt geht der Weg doch meist hindurch zur Wahrheit und Klarheit. Als ein besonderer Vorzug unserer neuerungsfüchtigen Zeit darf auch betont werden, daß das Interesse an Erziehungsfragen bedeutend gestiegen ist. Weiße Kreise bringen der Pädagogik eine erhöhte Teilnahme entgegen, so daß sich unsere Zeit in dieser Beziehung wohl die Bezeichnung „Jahrhundert des Kindes“ beilegen darf.

Aber es gilt in diesen bewegten Tagen auch die Augen recht offen zu halten, besonders für den praktischen Erzieher, der sich bei seinem Tun von den Theoretikern leiten läßt, deren Stimmen ihm aus Büchern und Zeitschriften immer und immer wieder entgegenschallen. Unser Kind soll nicht ohne weiteres zum Versuchssubjekt für jeden Propheten gemacht werden, der seine neue Lehre mit lauter Stimme ins Land hinausposaunt. Im Durcheinander der mannigfachen neuen Forderungen kann sich der Erzieher leicht verirren, wenn er nicht selber vorsichtig beobachtet, sondiert, abwägt, oder es könnte leicht dem Kinde zum Schaden ausschlagen, was ihm doch zum Besten gereichen sollte.

Denn nicht jede Reform ist in ihren Zielen und Mitteln gut, und es treten hier und da pädagogische Himmelsstürmer auf, denen man nur mit Vorsicht begegnen sollte. Gemeint sind jene Leute, die sich meist in eine besondere Idee hineinbohren und sie bis in die äußersten Konsequenzen verfolgen und verteidigen, die gerade gern ins Extrem einer Anschauung gehen und blind und taub sind für die Gründe der Gegner. Solche Naturen, die sich am liebsten für eine radikale Neuerung ins Zeug werfen, berühren zwar oft recht sympathisch und wirken in mancher Beziehung auch recht segensreich. Ihr Wesen zeigt, daß sie meist von einem edlen Feuereifer oder von einer heiligen Leidenschaft getrieben werden und ihre ganze Kraft anwenden, um ein in ihrem Sinne Gutes zu verwirklichen. Sie sind meist herzhafte Draufgängernaturen, die ihr Ziel fest im Auge behalten, die mannhaft zu kämpfen, interessant anzuregen, kräftig aufzurütteln, entschieden mit fortzureißen verstehen und so zum durchdringenden und treibenden Sauerteige in der Masse von mehr ruhigen phlegmatischen Wesen, zu Anregern der Lagen, abgestumpften pädagogischen Gewissen werden. Die Pädagogik wird ihnen aus diesen Gründen immer zu Dank verpflichtet sein.

Aber als Führer, denen unbedingt gefolgt werden könnte, sind solche Leute meist nicht tauglich. Dazu fehlt ihnen häufig die ruhige Besonnenheit, die Kunst des Abwartens und objektiven Abwägens. Aber weil es in ihrem Wesen liegt, um Anerkennung und Gefolgschaft zu werben, können sie der Gesamtheit auch gefährlich werden. In ihrer agitatorischen Art liegt es zwar, aufzurütteln, aber ebenso auch einzuschläfern. Ihre Forderungen verstecken sie oft hinter ein prunkendes Schlagwort, das in seiner präzisen Fassung ein leicht erregbares Gemüt oder einen schwachen Verstand besticht und rasch gefangen nimmt. Solchen Himmelsstürmern kommt die Suggestibilität der Masse in einem hohen Grade zugute. Je entschlossener, sieghafter sie auftreten, um so mehr beugt sich ihnen die Menge, die sich ja oft vom Schein blenden und vom marktschreierischen Lärm betören läßt. Charakteristisch für diese radikalen Reformer ist es oft, daß sie den Boden der Realität völlig verlieren und sich mit ihren Gedanken in ein Wolkenkuckucksheim verirren und Phantomen nachjagen, die sich nie verwirklichen lassen. Wieviel

Kraft wird freilich auf diese Weise verschwendet, die erfolgreicher angewendet werden könnte! In unserer nach Abwechslung lüfternen Zeit ist ja für solche mit dem nötigen Brustton der Überzeugung angekündigten Neuerungen immer ein günstiger Resonanzboden vorhanden. So segelt unter der Flagge hochtönender Phrasen gar manchmal die bescheidene Mittelmäßigkeit und Talentlosigkeit mit, solange überhaupt Worte die Hauptsache sind, und auch hier gilt häufig das Dichterwort: Nicht alle, die den Thyrsus schwingen, sind des Gottes voll!

Es ließe sich da eine ganze Reihe pädagogischer Schlagworte aufstellen, die modernen Ursprungs sind und aus deren Geschichte sich die gemachten Ausführungen ableiten lassen. Es soll statt vieler nur auf einige hingewiesen werden; hier eine kleine Auslese: „Die Kunst im Leben des Kindes“, „Sexuelle Jugendaufklärung“, „Arbeitschule“, „Unterricht im Freien“. Es läßt sich nicht leugnen, daß alle diese Worte manches Gute geschaffen haben. Sie sind zu Bedrufen geworden und haben die Teilnahme weiter Kreise auf Erziehungsfragen gelenkt. Auch mancherlei positive Arbeit ist in der Richtung dieser Reformrufe geleistet worden. Aber es ist auch viel Unwahres, Übertriebenes, Bedenkliches, ja Widerliches dabei in Erscheinung getreten. Wer wollte z. B. mit den extremen Reformern unbedingt mitgehen, wenn sie die ganze Erziehung des Menschen auf die Bildung zur und durch die Kunst basieren wollen, wenn sie beispielsweise die Kunst als einen vollwertigen Ersatz für die Religion ansehen und sie an deren Stelle setzen wollen? Wieviel Verwirrungen und Widerwärtigkeiten hat die sexuelle Bewegung im Gefolge gehabt; wie predigen noch heute viele ihrer Apostel, daß das Heil allein in der Belehrung, im Wissen und in der Kenntnis des Kindes über die materiellen Prozesse des Geschlechtslebens liege. Hat nicht erst jüngst der Bund für Mutterschutz die famose Petition ans Ministerium gesandt, es möge gestatten, oder veranlassen, daß in den Schulen sexuelle Aufklärung getrieben werde? Gewiß soll zugegeben werden, daß der Arbeitsunterricht unsere moderne Lernschule segensreich ergänzen kann; aber muß deshalb die geistige Arbeit auf einmal so gering geschätzt, der Werkunterricht als die einzige Grundlage der neuen Erziehung gepriesen werden? Ist es in der Ordnung, den „Unterricht im Freien“ als das einzig Richtige zu verlangen, wenn man gar nicht angeben kann, wie er sich im einzelnen zu gestalten hätte. Zu wieviel Abwegen hat das Schlagwort von dem „Jahrhundert des Kindes“ schon geführt! Das Kind wird nicht selten zum Idol gemacht, an dem in mancherlei Weise ein unvernünftiger Götzendienst ausgeführt wird. Was an dem Kinde an Verfrühung, Verweichlichung, Verziehung zuviel getan wird, das ist nicht zum geringen Teile aufs Schulkonto der neuen Pädagogik zu setzen, die die Majestät des Kindes gar oft in falscher und bedenklicher Weise auf den Thron erhebt. Ein bißchen weniger Sorge um die Jugend wäre in dieser Beziehung oft mehr. Zuckerbrot allein bekommt dem Magen nicht.

Freilich ist es ein typischer Zug, daß neue Bewegungen über das Ziel hinauschießen, daß sie sich nicht selten im äußersten Extrem verlieren. Der größeren Ebbe folgt die größere Flut. Je tiefer Ruhe und Beharrung sind, um so intensiver muß die Stoßkraft einer neuen Idee sein, die sich durchsetzen will; deshalb überschreitet auch die Reaktion häufig alle Proportion. Aus dieser Psychologie des Geschehens erklärt sich auch die Erscheinung der pädagogischen Himmelsstürmer. Im Getriebe des Ganzen mögen sie ihre Aufgabe haben und erfüllen; im einzelnen wird sich die Pädagogik nicht immer auf sie verlassen können, und der praktische Erzieher handelte doppelt töricht, wenn er ihre Theorien blindlings befolgen wollte. Das obenauf Brausende und Schäumende ist übrigens auch fast nie das Bleibende; der starke Unterstrom führt in der Regel das Wertvolle und Dauernde mit sich.

P. Hoche